

für die

Literatur des Auslandes.

N^o 38.

Berlin, Sonnabend den 29. März

1845.

Italien.

Italiänische Kritik deutscher Kunst.

Selvatico über Leo von Klenze.

P. Selvatico, derselbe italiänische Kunstkenner, dessen Bericht über die jüngste Mailänder Ausstellung wir vor einiger Zeit auszugsweise mittheilten, hat jetzt einen größeren Auszug unternommen, um die Kunst der Hyperboräer in ihrem eigenen Vaterlande aufzusuchen und aus eigener reicher Anschauung kennen zu lernen. Er beabsichtigt, seine Landsleute über die Ergebnisse dieser seiner Studien in einem besonderen Werke zu belehren, welches vornehmlich die derzeitigen Kunstbestrebungen in München und Düsseldorf besprechen soll. Als vorläufige Probe ist eine Kritik über die Werke Leo's von Klenze erschienen, welche der Verfasser in die Form eines Briefes an den Baumeister Giuseppe Zapelli eingekleidet hat. Wir glauben die Wichtigkeit, welche das versprochene Werk eines eben so unterrichteten als besonnenen und geschmackvollen Beurtheilers auch für uns Deutsche haben wird, nicht besser ins Licht setzen zu können, als indem wir den wesentlichen Inhalt des gedachten Briefes in möglichster Kürze wiedergeben. Eine kleine Einleitung, die zugleich als Vorrede des ganzen Buches dienen soll, können wir um so weniger übergehen, als sie Wahrheiten enthält, die zwar nicht gerade neu sind, aber nicht oft genug wiederholt werden können.

Der Dichter, beginnt Selvatico, welcher sagte: Sint Maecenates, non deerunt, Flacce, Marones, hat sicher nicht die Wahrheit gesprochen, denn die Mäcene genügen nicht, um das Genie zum hohen Fluge zu begeistern, ja sie hindern es selbst oft oder nehmen ihm die Unabhängigkeit, was dasselbe bedeutet. Ein Beweis, und nicht den einzigen, sehen wir an Tasso, dessen gewaltige Geisteskraft so oft geföhrt wurde, weil er die Fürstin Leonore im Herzen, und im Kopfe die gehofften Günstbewerke Alfonso's hatte. Wenn diesem Unglücklichen nicht jede Kleinigkeit an dem undankbaren Hofe wünschenswerth erschienen hätte, so würden wohl manche von Höflings-Hoffnungen gefärbte Verse und Gedanken nicht in dem unselblichen Jerusalem stehen.

Wenn aber die Mäcene nicht deshalb die Talente begünstigen wollen, um sich nur mit Lob und Weihrauch zu umgeben, wenn sie nicht die Schmeichelei predigen, sondern die kräftige Stimme der Wahrheit, wenn Wissenschaft und Kunst Verkünder erhabener Gedanken, Worte des Vaterlandes, der Tugend, der Religion verlangen: ja, dann werden die Mäcene ein wirksamer Sporn des Talentee, dann treiben sie zu freien Schöpfungen und führen jene Epochen herbei, welche ein Zeugnis der Macht des menschlichen Gedankens in der Geschichte bleiben.

Unter diese so wirksamen Mäcene gehört als einer der ersten unserer Zeit der König von Bayern, welcher die bildenden Künste so erfolgreich beschützte und in wenig Jahren so bedeutend erhob, daß München gegenwärtig mit Recht das Athen Deutschlands genannt wird.

Wenn kein Fremder den korrekten und zugleich prächtigen Kunstdenkmälern der bayerischen Hauptstadt seine Bewunderung versagen wird, so verweilt namentlich der Italiäner mit Wohlgefallen unter ihnen, weil er bei jedem Schritte gewahrt, daß der Gedanke des freigebigen Fürsten fast durchaus von der Liebe zur italiänischen Kunst und ihrer großartigen Vergangenheit geleitet wurde, von der er in München gleichsam ein dauerndes Bild entwerfen wollte. Wenn man übrigens deutlich bemerkt, daß er die Formen der italiänischen Kunst vorzugsweise liebte, so war dennoch sein Hauptbestreben, der modernen bayerischen Kunst eine durchaus historische Richtung zu geben, so daß sie gewissermaßen in den verschiedenen Gebäuden die gesammte Geschichte der Baukunst darstellen sollte.

So erblickt man in der prächtigen Ludwigstraße eine Anzahl von Bauwerken, die an den florentinischen Styl des 15ten Jahrhunderts erinnern, in welchem sich Parteibau offenbarte, der aber zugleich den Charakter strenger Freiheit und Kraft in sich trug. In der Au-Vorstadt erhebt sich eine Kirche im schlankesten Spitzbogentyp; in der Allerheiligen-Kapelle und in St. Bonifazius erkennt man byzantinische und sicilianische Basiliken; in der Glyptothek bewundert man die griechische Eleganz, in der Pinakothek die zwar kühle, aber korrekte Grazie des 16ten Jahrhunderts der Italiäner.

Man hat gesagt, daß dieser Weg zum Verfall der Kunst führe. Ich verabscheue auch die Nachahmung von ganzer Seele; aber einen Gedanken entlehnen und durch eigene, wenn auch nicht originelle, aber doch freie

Thätigkeit befruchten und ausbilden, das nenne ich nicht Nachahmung, sonst wären selbst Raphael und Dante von diesem Vorwurfe nicht frei zu sprechen, weil der Eine den Gedanken zu Adam und Eva von Masaccio nahm, der Andere in seinen Terzinen an die Bibel und die Aeneis erinnert.

Der König von Bayern hat wohl eingesehen, welchen Vortheil er seinem Volke bringen könnte, wenn er ihm alle Glanz-Epochen der Baukunst vor Augen rückte, damit es, so zu sagen, in den Denkmälern die energischen Gedanken der Völker lasse und sich alsdann daraus die künstlerische Formel zöge, welche dem eigenen Charakter am meisten zusagte. Er hat dadurch zugleich dem gesammten gebildeten Europa eine nützliche Lehre gegeben, die Lehre, daß nicht allein aus dem Studium der Denkmäler Griechenlands und Roms eine den gegenwärtigen Bedürfnissen entsprechende Architektur zu hoffen ist, sondern daß man auch das Mittelalter und die beginnende Neuzeit in den Kreis der Betrachtung ziehen muß, als diejenige Zeit, in welcher neue Gebräuche und Gewohnheiten, neue Geseze und eine neue Religion auch veränderte Formen verlangten, als diejenige Zeit, die das häusliche und Familienleben der Neuzeit, im Gegensatz zu dem öffentlichen Leben des Alterthums, vorbereitete.

Die Vertreter der verschiedenen in den neuen Gebäuden Münchens befolgten Manieren sind Klenze, Gärtner, Ziebland, Ohlmüller; und ich möchte auch den jungen Professor Wegger hinzufügen, der zwar noch wenig gebaut, aber in seinen Rissen unwiderprechliche Proben von großartiger Anschauung und vielseitigem Wissen gegeben hat.

Eine der größten Wahrheiten, welche die Aesthetik in den letzten Jahren aufgestellt hat, ist die, daß man die Baudenkmäler als die entschiedensten Ausdrücke der Ideen und der Gewohnheiten eines Volkes und als einen Maßstab für die Höhe seiner Bildung anzusehen hat. Und in der That, so oft sich die Zustände eines gebildeten Volkes wesentlich verändern, so oft ändert sich auch der Charakter seiner Baukunst. Stößt man in der Geschichte auf eine Zeit, in welcher den Gebäuden Originalität mangelt, in welcher slavische Nachahmung anderer Zeiten oder frohiger Modestyl herrscht: so kann man sicher zurückschließen, daß die Gesellschaft damals entweder in Effektivismus verfunken war oder sich in einem Kampfe widerstrebender Ideen befand; die noch nicht ihren gemeinschaftlichen Mittelpunkt, noch kein großes Ziel gefunden hatten. Trifft also einen großen Theil unserer gegenwärtigen Baukunst der Vorwurf mit Recht, daß sie kleinlich sey und kühner, klar durchgeführter Ideen ermangle, so fällt die Schuld nicht allein auf die Baumeister, sondern auf die ganze Gesellschaft, welche im verwirrenden Gedränge von Wünschen und Gedanken vorwärts kämpft nach der Erreichung materiellen und intellektuellen Wohles, welche sich mit der lächelnden Hoffnung schmeichelt, alle Plagen los zu werden, die sie peinigen, zugleich aber auch, durch hundertjährigen Druck zahn geworden, die schwersten Uebel erträgt, die ihren Fortschritt hemmen.

Glücklich der Baumeister, dem die Religion des Schönen und der Glanz des öffentlichen Lebens, wie sie bei den alten Griechen herrschten, das Parthenon und die Propyläen eingab! Glücklich der Baumeister, dem die sehnsuchts- und wunderreiche Religion des Mittelalters den gehobenen Schwung des Spitzbogens offenbarte! Glücklich selbst, wenn er zu Venedig durch die geheimnißvolle Residenz des Dogen, zu Florenz durch die starken und rohen Massen dem Volke die argwöhnischen Schlüsse des Senats und das unglückliche Schicksal andeuten konnte, das, aus dem Kampfe des Bürgers gegen den Bürger entspringend, über Italien so viel Jammer und Thränen bringen sollte. Aber welche Ideen soll denn der Baumeister der Gegenwart aussprechen, unter einer Gesellschaft, die sich zwar in Hoffnungen und Kraft versüßigt hat, aber in sehnächtiger Erwartung einer besseren Zeit amoch in tausend Widersprüchen stuhet?

Originalität also dürfen wir in München auch nicht suchen. Aber die bayerischen Architekten verfahren wenigstens mit Urtheil und Geschmak; sie benützen die Ueberlieferungen der gesammten Vergangenheit und wenden sie an, wie sich's eben schickt; denn der Bogen des Titus am Portal eines Privathauses oder die Vorhalle des Pantheon auf einem Eisenbahnhofe würden sich gerade eben so geschickt ausnehmen, als die Beschreibung einer Lokomotive oder des Daguerreotyps in der Sprache Cicero's. Aus dieser vernünftigen Nachahmung und Benützung der Vergangenheit kann sich mit der Zeit eine originale Baukunst entwickeln.

Klenze hat dies bereits zum Theil bewiesen, denn seine zahlreichen und wirklich schönen Werke zeigen ganz deutlich, daß er den Geist jedes Systems begriffen hat und von slavischer Nachahmung frei geblieben ist. Denn derselbe Klenze, der bei Regensburg die Walhalla und in München die Glypto-

ihel im reinsten griechischen Style erbaut, derselbe hat die mittelalterliche Kunst so gründlich studirt, daß er eine der schönsten Kirchen im byzantinischen Style entwerfen konnte.

Das erste Gebäude, was er in der Hauptstadt Bayerns errichtete, war die Glyptothek, welche die Bestimmung hatte, die von dem Könige, damals noch Kronprinzen, zu Rom erworbenen kostbaren Aeginetischen Marmore aufzunehmen. *) Diese Aufgabe mußte einen mit der alten Kunst vertrauten und für sie begeisterten Meister mächtig anregen. Klenze fühlte, daß ein Gebäude, welches die Marmore würdig beherbergen sollte, die einst den Tempel des Zeus Panhellenios zu Aegina geschmückt hatten, den Gedanken des Beschauers unmittelbar auf die griechische Baukunst führen müsse, jedoch ohne, daß es an den Tempel, noch an das Theater, noch an die Palästra erinnerte; in der That eine schwere Aufgabe, und zumal 1816, als die Architekten fast alle in slavischer Nachahmung des Antiken befangen waren. Aber Klenze hatte von Anfang mit seinem Geiste beobachtet und in den berühmten Werken der Alten zuerst auf den Gedanken und auf die Zwecke geachtet, für welche sie errichtet worden waren. Deshalb macht die Fassade der Glyptothek einen so harmonischen Eindruck, wie ein Vers Pomer's; Alles athmet griechische Eleganz, ohne von Griechenland geborgt zu seyn, Alles trägt den Charakter jener erhabenen Ruhe, wegen welcher der größte Archäolog, Winkelmann, die griechischen Statuen mit dem Meere verglich, das bei noch so sehr bewegter Oberfläche dennoch auf seinem Grunde ruhig bleibt. Eine Halle von zwölf schönen ionischen Säulen trägt ein elegantes Frontispiz, welches eine vortreffliche Bildhauerei zeigt, die von demselben Klenze entworfen, von Wagner und Haller in Rom modellirt und von verschiedenen Künstlern, unter denen auch der berühmte Schwantner, in Marmor ausgeführt wurde. Sie stellt Minerva als Beschützerin der Künste dar, umgeben von Figuren, die symbolisch auf die verschiedenen Vorrichtungen der Bildhauerei anspielen. Seitwärts schließen sich an diese Halle zwei Flügel, welche mit schönen Nischen verziert sind, in denen die Bildsäulen des Vulkan, Phidias, Perikles, Hadrian, Prometheus und Dädalus stehen.

In der Fronte befindet sich kein Fenster, vielleicht weil der Baumeister jeden Gedanken an ein Privathaus fern halten und andeuten wollte, daß die dort aufgestellten Gegenstände ihr Licht von oben her erhalten müssen. Damit die Fassade nicht gedrückt erschiene, hat Klenze mit Vorbedacht sie durch drei das ganze Gebäude entlang laufende Stufen erhoben; aber ein unvermeidlicher Umstand hat ihn verleitet, diese edle und kräftige Grundlage etwas zu verunstalten. Wenn man nämlich in das Gebäude hineingehen will, muß man nothwendig zuvor in die Halle gelangt seyn; aber nur der Fuß eines Enkeladus könnte die vorgenannten Stufen mit Leichtigkeit hinaufsteigen. Deshalb hat der Baumeister zwischen den mittlern Säulen eine Treppe für menschliche Füße eingerichtet, die aber freilich so eng gerathen ist, daß man Gefahr läuft, auszugleiten, und überdies keinen schönen Anblick gewährt, da sie auf die großen Stufen aufgesetzt ist, während es besser gewesen wäre, sie in dieselben einzufassen, wie die Alten, namentlich bei den Theatern, zu thun pflegten.

Außerdem wäre auch eine größere Entfernung der Säulen von einander zu wünschen. Klenze hat nämlich den Pyknostylus **) angewendet und vielleicht auf zwei Umstände nicht geachtet: erstens, daß er für diese Säulenstellung Säulen von größerem Durchmesser hätte wählen müssen, um größere Zwischenräume zu erhalten; zweitens, daß die Griechen, die Meister aller Harmonie, bei der ionischen Ordnung fast immer den Eustylus anwendeten, da er minder schlank ist und mit der sich minder verjüngenden Säulenform in besserem Verhältnisse steht.

Indes wußte Klenze diese etwaigen Fehler reichlich zu vergüten durch Profile von ausgezeichnetem Geschmack und durch die innere Einrichtung der Säle, welche einen Hofraum umgeben und reichliches Licht von oben erhalten. So sehr auch die hier aufgestellten Marmore die Blicke des Beschauers fesseln mögen, so wird er doch nicht umhin können, daneben auch die vortrefflich gedachten Verzierungen zu bewundern und den durchgehenden Ausdruck der griechischen Eleganz, welche noch durch den Reichthum der Maserie und die Vorzüglichkeit der Arbeit gehoben wird.

Nicht weit von diesem Gebäude, zwischen der Theresen- und der Kasernen-Straße, erhebt sich ein anderes Werk Klenze's, die Pinakothek, ausgezeichnet durch große Säle und kostbare Verzierungen, wie es sich für das Lokal einer der reichsten Gemälde-Sammlungen Europa's gebührt. Mit Unrecht behauptet Fontana, daß dieses Gebäude an die römischen Paläste aus der Zeit des Wiederauflebens der klassischen Studien erinnere; man würde mit größerem Rechte einen Widerschein der Manier des 16ten Jahrhunderts in demselben finden. Aber es kommt nicht eben viel darauf an, woher der Baumeister seine Idee genommen hat; was ihm zum großen Verdienste gereicht, ist die Großartige

*) Der berühmte Erbauer der Londoner Bank, Cockerell, hatte im Jahre 1811 mit dem Baron Haller, und mit Forster und Lind eine Reise unternommen, um die Denkmäler Griechenlands und des Archipels zu untersuchen. Auf der Insel Aegina wollten sie zusammen die Höhe des Tempels des Jupiter Panhellenios messen und bemerken, als sie ihre Instrumente aufstellten, daß wenige Fuß unter der Erde viele Marmorstatuen verborgen waren. Sie begannen sogleich eine Ausgrabung und fanden sieben Figuren. Sie ließen dieselben nach Rom bringen und übergaben sie an Thorwaldson zur Restauration. Dort sah sie der König Ludwig, der damals noch Kronprinz war, und kaufte sie, wie man erzählt, für 10,000 Dukaten.

**) Pyknostylus (von pyknos, dicht, und stylus, Säule) nennt man die Säulenstellung, deren Weite einen und einen halben Durchmesser nicht übersteigt; Eustylus (von eu, wohl, und stylus, Säule) ist diejenige Säulenstellung, deren Weite zwei und einviertel Durchmesser beträgt.

Weise, mit der er die Räume anzuordnen wußte, und die Sicherheit, mit welcher man die Bestimmung des Gebäudes sogleich aus der Fassade erkennt.

Das Untergeschoß verräth durch seine, zwar nicht massigen, aber gut ausgeführten brillantirten Schnittsteine, daß es zur Aufnahme derjenigen Gegenstände bestimmt sey, die zu den Nebenzweigen der bildenden Kunst gehören, als Schnitzwerke, Original-Zeichnungen, Porzellan-Malereien u. s. w. In diesem Geschoß ist auch die vortreffliche Vasen-Sammlung aufgestellt, welche aus den Gräbern von Volci und vieler Städte Großgriechenlands herkam. Im oberen Geschoß der Fassade zeigt eine edle dorisch-römische Reihe von Pilastern, zwischen denen elegante Bogen geräumige Fenster tragen, in geziemer Weise, daß man einen Tempel der berühmtesten Malereien der Vergangenheit vor sich sehe. Um dies noch vernehmlicher anzudeuten, hat der Baumeister die Pilaster der darüber laufenden Attika mit den Statuen der bedeutendsten Maler geschmückt. Wäre die Gliederung scharfer ausgeführt, wären alle Theile des Karnieses durch Kanellirungen und Leisten wohl gesondert, wären die beiden Seitenvorsprünge reicher verziert, so weiß ich nicht, was dieser Ansicht noch zu wünschen übrig bliebe.

(Schluß folgt.)

Nord-Amerika.

Nationalistische Sekten in den Vereinigten Staaten.

Unitarier und Universalisten.

Der Unitarismus ist der mächtige Nebenbühler des Methodismus. Indem er der Vernunft den freiesten Spielraum eröffnet, zieht er die Gebildeten, die von den Bindeln des Glaubens Emanzipirten an sich, während der fanatische und düstere Methodismus durch Androhung der Höllestrafen und wilde Ceremonien auf die finnlichere Masse des Volkes, die Arbeiter und die Frauen, wirkt. Die Unitarier haben berühmte und sehr alte Ahnen, obgleich ihr Name erst gegen das Ende des 18ten Jahrhunderts entstanden ist. Die Lehre von der Einheit Gottes, von welcher sie ausgehen, war wenigstens einmal in jeder Konfession ein Gegenstand des Streites und der Forderung und ein Hauptaxiom der meisten indischen, griechischen und römischen Philosophien. Im Christenthum hatten sie viele häretische Sekten angenommen, bevor Lindsay, ein Schüler Priestley's, eine Religion daraus machte und ihr 1713 in London eine Kapelle weihte.

Das Dogma der Dreieinigkeit war ebenfalls alt in der Geschichte der Philosophie, als es das Christenthum, freilich in einer befriedigenderen Form, als der Brahmanismus, zur Grundlage seines Daseyns machte. Fast vier Jahrhunderte hindurch stritt man mit Gründen, Intriguen, ja mit Waffen für die verschiedenen Nuancen des Trinitätsglaubens, die zwischen der Meinung des Sabellius und der des nicäischen Concils lagen. Das Concil nämlich nahm in Gott drei getrennte Persönlichkeiten an, Sabellius sah in der Dreieinigkeit nur drei Attribute des einen, untheilbaren Gottes. Innerhalb dieser Extreme bewegte sich Cerinthus, der noch bei Lebzeiten der Apostel die menschliche Natur Christi verteidigte, Arius, der Gott den Sohn dem Vater unterordnete, und andere Häretiker, welche behaupteten, die Göttlichkeit Christi habe sich allmählig ausgebildet und Christus lange, weniger als ein Gott und mehr als Mensch, zwischen Himmel und Erde geschwebt, ehe er hinaufstieg, sich zur Rechten des Vaters zu setzen. Im sechzehnten Jahrhundert versuchten Lelio Socin in Vicenza und Faust Socin in Polen, die Beschlässe des nicäischen Concils umzustossen, und theilten ihrem Christus wieder die Rolle eines Mittlers zwischen Gott und Menschen zu, der gekommen sey, durch seine Tugend und Weisheit die Religionen der Erde zu veredeln. Sie verwarfen die Lehre von der Prädestination und den unendlichen Folgen des Todes Christi. Der Katholizismus hatte den Menschen über sich selbst erhoben durch die Verdienste Christi, der ihm vom Kreuze herab seine Hand entgegenstreckte, der Sozinianismus ließ ihn wieder zur Erde fallen und setzte an die Stelle der Gnade den freien Willen. Der Mensch muß sich sein Heil selbst bereiten, und wenn er es muß, so kann er es; seine Tugend und seine Sünde sind sein. Einheit Gottes also und Willensfreiheit waren die Dogmen des Sozinianismus; es sind auch die der Unitarier.

Der amerikanische Unitarismus wurde, ob er gleich in Namen und Prinzipien völlig mit der von Priestley in England gestifteten Sekte übereinstimmt, dennoch weder durch Kolonisten noch durch eine Propaganda in Amerika eingeführt, und ähnlich jenen Pflanzen, die unter verschiedenen Breiten und Klimaten wachsen, hatte sich auf beiden Seiten des atlantischen Oceans dieselbe philosophische Meinung selbstständig entwickelt. Als dieselbe zur herrschenden Idee geworden war und die Freidenker aller Konfessionen sich zu ihr bekannt hatten, wurde sie die Grundlage einer neuen Sekte, die ein Glaubensbekenntniß proklamirte und sich eine Liturgie gab. Die „Revidals“ und „Campmeetings“, diese religiösen Organe, hatten die vernünftigen Geistlichen um die Ruhe und Ordnung der Gesellschaft besorgt gemacht. Man protestirte gegen die Theorie von der Wiedergeburt und der Wirksamkeit des heiligen Geistes in den Seelen, vorzüglich aber gegen die Unbuddsamkeit der Fanatiker. Die Vertreter dieser Meinung, die man die gemäßigten (halfway covenant) nannte, machten keine Grad-Unterschiede unter den Gläubigen und nahmen Jeden zum Abendmahl an, der sich ihnen anschloß.

Während des Freiheitskrieges verschlangen die politischen Interessen die religiöse Bewegung, besonders aber wurde man gleichgültig gegen den betäubenden Unfinn der Methodisten, Presbyterianer und Baptisten, während die

besonneneren Sekten eher an Terrain gewannen. Im Jahre 1785 berief die Königs-Kapelle in Boston einen gewissen Freeman zum Prediger, der daselbst die Liturgie der Unitarier einführt und die Lehre von der Dreieinigkeit in dem Glaubensbekenntnisse seiner Pfarrkinder unterdrückt. Dieser Kirche hatte bisher immer ein Bischof vorgestanden; da aber die amerikanischen Bischöfe den unchristlichen Prediger nicht weihen wollten, so übernahmen es die Kirchen-ältesten, ihm die Weihe zu geben. Verschiedene offenbar unitarische Schriften erschienen im Anfange unseres Jahrhunderts; dieselben bekamen aber erst Popularität, als das „Leben Lindsay's“ in Nord-Amerika bekannt wurde. In diesem Buche waren die Ansichten des berühmten englischen Unitariers entwickelt, und es stimmten dieselben völlig mit denen der vorzüglichsten Geistlichen Nord-Amerikas seit 1795 überein. Die Bekämpfer jedes Fanatismus lernten dabei ihre Stärke kennen und scharten sich unter das Banner des Unitarismus. Fast alle Kirchen Boston und das östliche Massachusetts, so wie das berühmte Harvard-College, fielen der neuen Sekte zu.

Die hervorragenden Männer der Vereinigten Staaten bekennen sich sämtlich zu den Dogmen der Unitarier. Der Präsident Jefferson, der unsterbliche Urheber des Toleranzedikts, vertheidigte mit seiner Feder die Meinungen Socin's, Doktor Channing, einer von den Unterzeichnern der Unabhängigkeitserklärung, ging von den Presbyterianern zu den Unitariern über und blieb, bis er vor drei Jahren starb, ein eifriger und beredter Apostel ihrer Lehre. In den alten Staaten Neu-Englands ist der Unitarismus die herrschende Kirche und zählt die ersten Männer der Republik zu seinen Bekennern. Er hat hundertunddreißig Congregationen mit hundertundzwanzig Predigern in Massachusetts, fast eben so viele in Maine und sieben in New-Hampshire. In den übrigen Staaten besitzt jede große Stadt wenigstens eine unitarische Gemeinde, zu der gewöhnlich die Elite der Gesellschaft gehört. Ueberdies ist neuerdings durch die Hidschen Quäker die Anzahl dieser Sektirer bedeutend vermehrt worden.

Der Unitarismus ist die letzte Schranke zwischen Religion und Philosophie. Wer den Namen eines Christen behalten will, ohne darum die freie Forschung des Geistes aufzugeben, bekennt sich zu ihm. Rousseau, d'Alembert und die Encyclopädisten wiesen die Beschuldigung des Sozinianismus zurück, die man gegen sie erhob, weil sie ihren Deismus von aller religiösen Färbung frei erhalten wollten, aber die nordamerikanischen Philosophen, die dies nicht wollten, lassen es sich gefallen, wenn man sie Sozinianer nennt. Sie thaten dies anfangs, weil die Toleranz in Neu-England zwar alle Sekten autorisirte, die Feinhaltung von allen aber nicht zugab, und da sie einmal zur Unterhaltung irgend einer Sekte beitragen mußten, so wählten sie sich die bequemste. Die rationalistische Kirche hat keine Propaganda zur Werbung neuer Proselyten und erwartete ihre Ausbreitung von dem Fortschritte der Intelligenz. Die Anstalten, die von ihr gegründet wurden, haben meistens literarische und wissenschaftliche Zwecke, indes trägt sie auch einige Fonds zur amerikanischen Bibelgesellschaft und der „Gesellschaft zur Verbreitung des Glaubens unter den Indianern“ bei, obgleich sie bei denselben nur zwei oder drei Prediger unterhält. Die unitarischen Geistlichen sind die am besten besoldeten der ganzen Union.

Die Unitarier theilen sich in zwei Schulen, die zwar nicht in den Prinzipien, aber in der biblischen Exegese von einander abweichen. Die ältere nimmt das „vernünftige Christenthum“ Locke's an und findet, auf der Gewissheit der Sinne basierend, in den von den Aposteln bezeugten Wandern Christi einen Beweis der göttlichen Sendung desselben, während die neuere Schule der Strauß'schen Ansicht vom Leben Jesu huldigt und in seiner Religion nur einen Fortschritt des religiösen Bewusstseyns sieht, über den hinaus noch ein anderer möglich ist.

Wir haben oben gesagt, daß die Unitarier auf der Gränze zwischen Christenthum und Philosophie ständen; die Sekte der Universalisten hat diese Gränze überschritten. Die Universalisten sind wirklich keine Christen, obgleich sie sich so nennen. Zu ihnen gehören außer den wirklichen Gliedern ihrer Gemeinden dem Prinzip nach noch alle Katholiken, die den Papst nicht mehr anerkennen, die nicht an eine alleinseligmachende Kirche glauben wollen, alle, denen der Gedanke an eine ewige Verdammnis widerstrebt und die höchstens ein temporäres Höllefeuer für die Schuldigen annehmen. Der Grundsatz, „durch den Tod Christi sind alle Menschen erlöst“, knüpft den Universalismus an das Christenthum. Die Meinung von der Erlösung der ganzen Welt wurde schon von mehreren Kirchenvätern, von Zwingli und 1588 von Samuel Hubert in Biezdorf ausgesprochen, ist aber nur in den Vereinigten Staaten die Grundlage einer Sekte geworden. Dieselbe spaltet sich in zwei Kirchen, die beide die allgemeine Erlösung annehmen, aber über den Zeitpunkt uneins sind, in welchem dieselbe sich kundgebe. Die Einen behaupten, die Menschen gingen im Augenblicke ihres Todes zum ewigen Heile ein. Eine jede Handlung nämlich habe schon auf Erden ihre respektive Belohnung oder Strafe, wie ein Glas Liqueur seinen guten oder schlechten Nachgeschmack, und die Vorsehung gebe, mit der Gerechtigkeit eines reellen Kaufmanns, dem Menschen noch hier für seine Thaten ein Äquivalent an Glück oder Unglück, so daß am Schluß des Lebens seiner Reise ins Land der Seligen nichts im Wege steht. Die zweite Meinung hat eine ganz orientalische Färbung. Sie setzt eine unendliche Stufenleiter von Berebungen zwischen Himmel und Erde und läßt die schuldige Seele eine lange Reihe von Seelenwanderungen bis zur endlichen Vollkommenheit durchlaufen.

Der ersten Richtung wurde 1790 von dem Geistlichen Hosea Ballou die kirchliche Weihe gegeben. Im Sinne der zweiten gründeten 1787 Chauncy, Kelly, Murray und Winchester eine Kirche. Sie schlossen die Heiden und Götzendiener mit in die ewige Glückseligkeit ein und meinten, wenn die ganze Menschheit durch den ersten Adam sündig wurde, so müsse sie auch durch den

zweiten zur Seligkeit fähig gemacht worden seyn. Aber sie theilen die Ewigkeit in zwei Perioden, von denen die eine von Erschaffung der Welt bis zum jüngsten Gericht, die andere vom jüngsten Gericht bis ans Ende der Zeiten reicht. Für die Gerechten fängt die Ewigkeit bereits mit dem Schluß der irdischen Laufbahn an; die Schuldigen aber haben erst lange Zeiten der Reue und Reinigung zu durchlaufen, ehe sie bei der Ewigkeit anlangen, die dann für Alle eine Wahrheit seyn wird, wenn die Seelen durch lichte und lichtere Räume steigend in den Schooß Gottes münden werden.

Nichts ist geschickter zu handhaben, nichts elastischer, als eine Bibelstelle, und in dem Bestreben, Alles zu beweisen, beweisen die Theologen nichts, als höchstens die Feinheit ihres grübelnden Verstandes. So wollten sich auch die Universalisten durch ihre Exegese unter die Orthodoxen einschwärzen. In der heil. Schrift nämlich ist, wo von den Strafen nach dem Tode die Rede ist, *αιωνος* (ewig) zugesetzt. Nun behaupteten die Universalisten, *αιων* bedeutet „Jahrhundert“, folglich *αιωνος* „hundertjährig“ und nicht: ewig. Warum aber, fragt man sie billig, lassen sie die gewöhnliche Bedeutung des Wortes gelten, wenn von dem Himmel die Rede ist? Diese Gattung der Universalisten ist übrigens nicht zahlreich; sie hat nur einige Kirchen mit 12 bis 13 Prädicanten. Dagegen gewinnt die andere täglich an Terrain. Sie zählt 550 Hauptstädte, 875 Gemeinden, eine Universität, 4 Anstalten für den Sekundärunterricht und 20 halb politische, halb religiöse Zeitschriften. Ein Generalkonvent, der aus sechs Laien und sechs Klirikern besteht, versammelt sich jährlich in Oxford, im Staate Massachusetts.

Die Universalisten stehen natürlich in eben so schlechtem Kredit bei den Fanatikern, als die Unitarier. Dieselben behaupten von ihnen, daß sie sich nur durch die lächerlichen, atheistischen Abenteuer rekrutiren, die aus Europa herüberkommen und die, da sie nicht wissen, was sie mit der Sonntagsruhe anfangen sollen, aus Neugier die universalistischen Predigten besuchen. Indes mögen sie auch so einen Segen darin finden, daß Menschen, die in ihrem Vaterlande völlig in religiöser Indifferenz lebten, hier der Religion wiedergewonnen und für die Wirkungen der göttlichen Gnade vorbereitet werden. — Die Prediger der Universalisten sind gelehrt und beredt und theilen sich mit ihren unitarischen Amtsgenossen in die gebildete und reiche Bevölkerung der östlichen Städte.

Grusien.

Zwölf Tage in Tiflis.

(Schluß.)

Am folgenden Morgen brachte uns Mirsa Salik eine Einladung von Seiten der Baronin Rosen, Gemahlin des (damaligen) Gouverneurs von Grusien, der gerade von Tiflis abwesend war. Die Baronin empfing uns mit vieler Artigkeit und unterhielt sich mit uns sehr angelegentlich über England. Sie hatte eine zahlreiche Familie, sowohl Söhne als Töchter, welche letztere auch Unterricht in der englischen Sprache nahmen und die Gelegenheit ergriffen, sich die englischen Benennungen mehrerer Gegenstände sagen zu lassen. Nach einem Besuch von ungefähr zwei Stunden empfahlen wir uns und machten in der Begleitung des Mirsa, eines spanischen Arztes und eines russischen Marine-Obersten einen Ausflug in die Umgegend von Tiflis. Der Oberst, der Kupreanov hieß, war ein äußerst gebildeter Mann, der mehrere Reisen auf englischen Fregatten gemacht hatte, geläufig Englisch sprach und viele Kenntnisse besaß. Der Spanier, Doktor Bartoni, war erst vor kurzem nach Tiflis gekommen, und da man hier einen guten Arzt nicht wenig nöthig hatte, so stand er in großem Ansehen. Er war überdies mit einem seltenen Sprachtalent ausgestattet, und es gab fast keine Sprache, die er nicht verstand.

Eine so prächtige und majestätische Landschaft, wie sich mir auf diesem Spazierritt darbot, habe ich noch nie erblickt. Tiflis liegt etwa fünfzig engl. Meilen vom Kaukasus, dessen beschneite Gipfel sich stolz am Horizont erheben. Die Stadt hat mit ihren Vorstädten und Gärten nicht weniger als vier Stunden im Umfang, aber die Häuser stehen meistens weit aus einander, und fast jedes Haus ist von einem Garten umgeben. Die Dächer sind flach und dienen oft zum Aufenthaltsort der Einwohner, besonders der Frauen, die sich nur selten öffentlich zeigen, da die Grusier, wie die Perser, ihre Gattinnen den Blicken der Männer zu entziehen suchen. Den jungen Mädchen ist es jedoch vor der Privat erlaubt, in Gesellschaft zu erscheinen, und ich hatte daher von Glück zu sagen, daß Sophia Sumbatov noch unvermählt war, indem ich sonst, aller Wahrscheinlichkeit nach, nie ihr reizendes Antlitz erblickt hätte. — Unter den georgischen Männern giebt es wenige, die nicht schön zu nennen wären, und ihr Kostüm trägt dazu bei, ihre Schönheit in einem noch vortheilhafteren Lichte zu zeigen.

Während unseres Aufenthalts in Tiflis wurden wir zu mehreren Festlichkeiten und Abend-Unterhaltungen gezogen; da sie aber alle der von dem Fürsten Sumbatov gegebenen ähnlich waren, so bedürfen sie keiner weiteren Erwähnung. Am 5. November erlangte jedoch einer der angesehensten Magnaten des Orts, Fürst Amatori, die polizeiliche Erlaubnis, ein echt-grussisches Fest nach altnationaler Art zu veranstalten. Diese Lustbarkeiten sind von den Russen, den jetzigen Herren des Landes — Gott weiß, warum? — unterdrückt worden, und erst nach vieler Mühe gelang es, ihre Zustimmung zu erhalten, indem man den Beweggrund geltend machte, daß man den Engländern die wahre grussische Pracht zeigen wolle.

Bei Sonnen-Untergang begaben wir uns nach dem Palaste des Fürsten, der uns beim Eintritt in den Hauptsaal auf die gastfreundlichste Weise will-

kommen hieß. Er war ein überaus schöner Mann, groß, von starkem Körperbau, mit einer heiteren, gutmüthigen Physiognomie. Das Haus dampfte von Wohlgerüchen, die Lampen waren mit Edelsteinen bedeckt und warfen einen blendenden Glanz, und das Ganze bildete eine Scene voll schimmernder Pracht. Die Gesellschaft saß mit untergeschlagenen Beinen auf dem Fußboden und lehnte sich gemächlich auf die Kissen zurück, während die Tänzerinnen und Musikanten sie mit ihren Kunstleistungen unterhielten. Die grusische Art zu tanzen ist gänzlich von der in Europa gebräuchlichen verschieden; statt sich, wie in unseren Ballets, in Pirouetten und Entrechats zu überbieten, bewegen sich die Tänzerinnen mit langsamen und graziosen Schritten, erheben und senken die Arme in wellenförmigen Kreisen und produziren sich in den mannigfaltigsten Stellungen voll schmachsender Anmuth. Während dieser Darstellungen ist die Musik zärtlich oder klagend, indem sie sich den Bewegungen der Tänzer anpaßt.

Außer den Musikanten und Priesterinnen Zerpichorens erschienen noch Possenreißer, deren Späße ein schallendes Gelächter hervorriefen. Zu ihren Forcerücken gehörte auch das Zechen; einer dieser Männer stürzte, ohne Athem zu holen, zwei Quart Wein in einem Zuge nieder und schien danach durchaus keine üblen Folgen zu verspüren! — Nicht lange nach unserer Ankunft trat auch die schöne Sophia mit ihrem Oheim ein. Ich muß hier der Art erwähnen, wie man eine georgische Dame grüßt: Man geht zu ihr heran, nimmt ihre Hand und erhebt sie zu den Lippen, worauf sie die Wange des Gastes küßt. So empfing uns die Tochter unseres Wirths, des Fürsten Amatoni, die zwar auch von seltenem Liebreiz, aber doch mit Sophien nicht zu vergleichen war. Diese beiden Damen führten im Laufe des Abends einen persischen Tanz aus, der mit dem allgemeinsten Beifall aufgenommen wurde. Hierauf folgte eine Reihe gymnastischer oder akrobatischer Vorstellungen, in welchen die Virtuosen eine Körperkraft und Geschmeidigkeit an den Tag legten, die an das Wunderbare gränzten; selbst Mirsa Salid gestand, daß er nie etwas Aehnliches gesehen habe. Jetzt wurde das Bankett angekündigt; die Thüren des Saales öffneten sich und boten unseren überraschten Blicken ein eben so neues als glänzendes Schauspiel dar. Auf einem gestickten Teppich, der auf dem Fußboden ausgebreitet war, hatte man den köstlichsten Schmaus angerichtet. Hinter jedem Gericht stand eine mit Juwelen verzierte Lampe; da es aber, nach orientalischer Sitte, an Messern und Gabeln fehlte, so mußte man beim Essen die Finger zu Hülfe nehmen, weshalb auch ein kleiner, mit Rosenwasser gefüllter Napf zur Seite eines jeden Gastes stand, um sich die Hände darin abzuwaschen. Wir saßen mit untergeschlagenen Beinen auf kleinen Numuds (Fustepfischen), von denen einer vor jedem Kissen ausgebreitet wird und die mit goldenen und silbernen Borten und geschmackvollen Stickereien verziert waren. Das Mahl bestand aus allen Arten orientalischer Leckerbissen: es gab hier Pilau, Kabobs, Lammfleisch mit Pistaziennüssen, Wildpret aus dem Kaukasus, mit Früchten zubereitet, nebst Scherbet und zahllosen anderen Gerichten. Der Wein war delikater; er ist dem Burgunder ähnlich, und man muß nur bedauern, daß er nicht nach dem Auslande verführt werden kann, da er bei der geringsten Bewegung sauer wird.

Ich hatte das Glück, einen Platz neben Sophien zu erhalten, die sich sehr an meinen Versuchen, mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen, ergözte, und ich glaube gern, daß ich mich ziemlich ungeschickt dabei ausnahm, da ich hierin noch ein völliger Neuling war. Während des Schmauses dauerte die Musik und der Tanz fort; die Possenreißer, die am unteren Ende des Teppichs saßen, trieben ihre Späße ohne Unterbrechung und trugen durch ihre Scherze und Witze zur allgemeinen Heiterkeit bei. Als das Mahl zu Ende war, erhoben sich die Gäste, die sich fast alle in einem ziemlich exaltirten Zustande befanden, und brüllten in vollem Chor einen grusischen Nationalgesang, worauf sie sich in den angränzenden Saal verfügten und den Ausdrücken ihres Freudentaumels hingaben. Der Abend schloß mit Tanz und Spiel, und nachdem die Possenreißer uns noch eine Zeit lang mit ihren gymnastischen Uebungen belustigt hatten, nahmen wir von unserem gastfreien Wirths Abschied.

In den Bergen, welche Tiflis umgeben, haust ein Stamm des kriegerischen Geschlechts der Tscherkessen — der unversöhnlichen und gefürchteten Feinde Rußlands. Sie steigen oft in die Thäler hinab, greifen die russischen Karawanen an, und nachdem sie dieselben geplündert, schleppen sie ihre Gefangenen mit verbundenen Augen nach ihren Bergnestern und behalten sie dort, bis sie losgekauft oder ausgewechselt werden. Machen die Russen einen Versuch, ihre Landsleute durch Gewalt zu befreien, so werden diese sogleich umgebracht. Wie man sagt, befindet sich im Innern der Berge eine, nur den Tscherkessen bekannte, herrliche und romantische Landschaft, auf welche die Natur ihre ganze Hülfe ausgeschüttet hat. Das Klima ist gesund und der Boden mit natürlichen Waldungen und grasreichen Fluren bedeckt; ehe man aber dahin gelangt, hat man die fürchterlichsten Abhänge und Schluchten zu überschreiten. Mit diesen Pfaden sind jedoch nur die Tscherkessen vertraut, welche jede mögliche Vorsicht gebrauchen, um sie vor den Russen zu verheimlichen, und wenn ein starker Schneefall zu einer Zeit eintritt, wo sich ein Tscherkesse in einer der im Thale liegenden Städte aufhält, so verweilt er hier so lange, bis der Schnee geschmolzen ist, damit die Spur seines Pferdes ihn nicht verrathen möge. (?)

Die tcherkessischen Pferde sind äußerst abgehärtet und haben einen so sicheren Tritt, daß sie ohne zu stolpern über den mit Felsstücken besäeten Boden einher galoppiren. Es bringt einen eigenen, eben so wunderbaren als ängstlichen Eindruck hervor, einen tcherkessischen Reiter mit seinem Rosse von Fels

zu Felsen springen und mit stoischem Gleichmuth über die gefährlichsten Klüfte hinwegsetzen zu sehen. Etwa drei Wochen vor meiner Ankunft in Tiflis zog eine Karawane durch einen Engpaß des Kaukasus, an deren Spitze sich ein russischer General befand, der ungefähr zwanzig Ellen vorausritt, als plötzlich zwei Tscherkessen, die sich hinter einem Felsstück verborgen hielten, hervorführten, ihn vom Pferde rissen und spornstreichs mit ihrem Gefangenen davonjagten. Ehe dessen Kameraden sich von der Ueberraschung erholen konnten, die ein so verwegener Streich hervorbrachte, waren die kühnen Bergbewohner ihnen schon aus dem Gesicht verschwunden. Die Tscherkessen führen ihre Gefangenen in der Regel nur bis zu den Borposten ihres Lagers, wo sie gewöhnlich ausgewechselt werden; in dem so eben erzählten Fall hatten sie ein gutes Lösegeld zu erwarten, da es ihnen gelungen war, sich eines Offiziers von so hohem Range zu bemächtigen.

Der Anblick, den ein berittener Tscherkesse darbietet, ist nicht wenig imponirend. Die Leichtigkeit, mit der er sein Pferd regiert, seine gerade, stolze Haltung, seine edlen Züge bringen die vortheilhafteste Wirkung hervor. Die tcherkessische Tracht besteht aus einer Art leichten Ueberrock mit goldenen Treffen und der Patronentasche auf der Brust. Eine runde Mütze von schwarzem Schaffell bedeckt den Kopf, und unter dem Knode zeigt sich eine gestickte Weste oder Unterjacke, woran die weiten Beinleider (Schalwaren) durch einen Gürtel befestigt werden. In dem Gürtel steckt vorn ein großer Dolch und hinten ein Pistol, an der Seite prangt ein breiter Säbel, und vom Rücken hängt eine lange Pike herab. Auf diese Art bewaffnet und Meister im Gebrauch ihrer Waffen, ist es wohl nicht zu verwundern, daß sich die Tscherkessen als so fürchtbare Gegner zeigen. Sie sind vortreffliche Schützen und verfehlen selbst zu Pferde im schnellsten Lauf nur selten ihr Ziel. . . .

Wir erfuhren von unseren Tifliser Freunden, daß unsere Weiterreise nur zu Pferde stattfinden könne. Demzufolge hatte Mirsa Salid die Gefälligkeit, uns Pferde zum Reiten, so wie Maulthiere für unsere Bagage, bis nach Tauris in Persien — einer Entfernung von 400 (engl.) Meilen — zu besorgen. Am 8. November verließen wir also das gastfreie Tiflis in der Gesellschaft des Mirsa und mehrerer angesehenen Georgier, die uns einige Meilen weit das Geleite gaben. Hier sagten sie uns Lebewohl, wünschten uns eine sichere und glückliche Reise und kehrten dann nach ihrer Heimath zurück. (N. M. M.)

Mannigfaltiges.

Der v. Zabel'sche Prozeß. Die ehrenwerthen Männer, die im Laufe des vorigen Jahres in den hiesigen Zeitungen einen Aufruf zu Geldspenden erließen, um einen durch Intriguen und durch ein mangelhaftes Gerichtsverfahren seiner Kinder beraubten Vater in den Stand zu setzen, durch eine Reise nach England und durch ein dort zu eröffnendes gerichtliches Verfahren sich wieder in den Besitz der Seinigen zu bringen, haben kürzlich diesen Aufruf erneuert (S. Spener'sche Zeitung vom 23. März). Es sind zwar in Folge der ersten Aufforderung 22 Thaler eingegangen, doch reicht dies zu dem, einer lebhaften Unterstützung eben so wie der allgemeinsten Theilnahme würdigen Verlesten Vaters, Herrn v. Zabel, über seinen Prozeß in Frankfurt a. M. hat einen Rechtskundigen, Herrn Dr. Ferdinand Schulze, veranlaßt, ein neues Gutachten in dieser Sache abzugeben, das uns kürzlich von Leipzig zugegangen ist. Es gewährt diese kleine Schrift in doppelter Beziehung ein großes Interesse, zunächst in Bezug auf den konkreten Fall selbst, weil in der neuen Schrift noch viel unwidersprechlicher als in der, auf der sie basiert, dargelegt ist, welches Unrecht dem Herrn v. Zabel in Frankfurt a. M. zugefügt worden, und weil sie zweitens ein sehr wichtiger Beitrag zur Beurtheilung des fraglichen Gerichtsverfahrens ist. Wir glauben, dieselbe der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen zu dürfen.

*) Der von Zabel'sche Prozeß. Beispiel eines neuen Osters des neheimen Gerichtsverfahrens. Juristisch und moralisch beleuchtet nach den unter dem Titel: „Ausgeübter Kinderraub u.“ veröffentlichten Akten von Dr. Ferdinand Schulze. (Der Erld aus dem Verkauf dieser Broschüre ist zur Wiedervereinigung des unglücklichen Vaters mit seinen Kindern bestimmt.) Leipzig, Deutsche Buchhandlung, 1845. (Pr. 10 Sgr.)

Das mit der heutigen Nummer zu Ende gehende Abonnement wird Denjenigen in Erinnerung gebracht, die in dem regelmäßigen Empfange dieser Blätter keine Unterbrechung erleiden wollen.

Neue Abonnements-Anmeldungen werden in allen Post-Ämtern und Buchhandlungen angenommen. In Berlin können dieselben per Stadipost (unfrankirt) an die Buchhandlung Weit u. Comp. gesandt werden.